

**Zeitschrift:** Thurgauer Jahrbuch  
**Band:** 29 (1954)

**Artikel:** Ettenhausen, mit meinen Augen gesehen  
**Autor:** Rachmanowa, Alja  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-698968>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

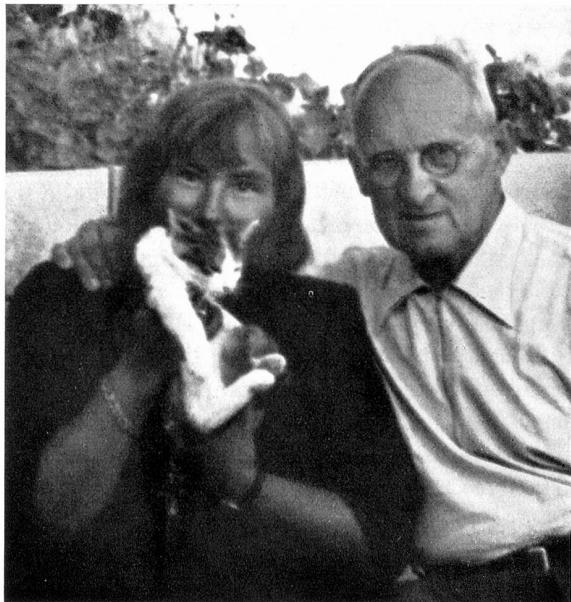
**Download PDF:** 11.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Ettenhausen, mit meinen Augen gesehen

Von Alja Rachmanowa

Wir, mein Mann und ich, übersiedelten nach Ettenhausen am 27. Januar 1948. Es war ein kalter, aber sonniger Tag, und lange stand ich am Fenster unseres kleinen Häuschen, am Hange vor dem «Keiblen», und blickte auf das Dorf. Ich betrachtete genau diese



Alja Rachmanowa - v. Hoyer mit ihrem Mann

malerischen Häuser mit den dunklen Schieferdächern, über die sich manchmal ganz unerwartet hellrote neue Dachziegel in langen Streifen zogen oder in runden Flecken breiteten, wie der Mohn im Felde. Die Gemüsegärten und Wiesen, die vor der Hinterfront der Häuser liegen, waren zwar leer und kahl, aber auch an ihnen konnte man, ebenso wie an den Wohnstätten, auf den ersten Blick bemerken, daß hier überall nicht nur Sinn für Ordnung und Zweckmäßigkeit herrscht, sondern auch Liebe zur Sauberkeit und Schönheit. Weiter hinten steigt der Haselberg hinan, dessen dunkelgrüne Tannen wie Kerzen zum Himmel ragen und der sich wie ein riesiger Schutzwall an das Dorf schiebt. Dann, links von ihm, in weiter Ferne, ganz im glitzernden Schnee, der Säntis, von jener erhabenen Schönheit, vor der das stolzeste Menschenwerk verblaßt! Gegen ihn hob sich der schlanke Turm der Kirche von Tänikon ab, der die ganze Landschaft hier beherrscht und dem Treiben der Menschen schon zusah, noch bevor sie auf der Landstraße dort unten in Autos dahinsausten, oder im Eilzug, auf der Bahnlinie daneben. Und dies alles zusammen wirkte auf mich wie das Sinnbild einer großen, in sich geschlossenen Harmonie, und bevor ich

noch mit der Bevölkerung hier in Berührung gekommen war, wußte ich es schon, daß da Vergangenheit und Gegenwart in ebenso natürlicher Weise in eins verflochten sind wie das Treiben der Menschen und das Wirken der Natur, mit einem Worte, daß das oberste Lebensgesetz der Wille Gottes ist...

Langsam kam der Abend heran. Wir beeilten uns sehr mit dem Einrichten, denn wir wollten die erste Nacht in unserem neuen Heime doch halbwegs gemütlich verbringen. Es war fast sieben Uhr, als ich mich erinnerte, daß wir um diese Zeit die Milch in der «Hütte», das ist im Milchlokal, holen mußten. Ich machte mich auf den Weg. Es war schon ganz finster, und da wir ziemlich abseits vom Dorfe wohnen, konnte mir am Anfang nur das Licht als Weiser dienen, das aus den Fenstern unseres Häuschen in die schwarze Nacht hinausstrahlte. Aber ich war es ja aus den Kriegsjahren her gewohnt, mich im absoluten Dunkel auf der Straße zu bewegen, und so gelangte ich bald glücklich in den Bereich der ersten Laterne, und dann zum Milchlokal. Ich war zu früh daran, und so setzte ich mich auf der Bank nieder und schaute mit stiller Freude zu unserem Häuschen hin; ich hatte meinen Mann gebeten, absichtlich alle Lichter brennen zu lassen, denn der Anblick der hell erleuchteten Fenster machte in mir die Freude über unser Heim fast noch lebendiger, als wenn ich es am Tage vor mir sah! Mancher mag sich wohl gewundert haben, daß unser Haus in den ersten Tagen nach unserem Einzuge immer festlich beleuchtet war, während wir die Milch holten oder im Konsumdepot einkauften; doch es war ja so schön, wenn wir während des Heimweges durch den Nebel hindurch zuerst eine unbestimmte Lichtmasse auftauchen sahen und dann feststellen konnten: dort ist das Schlafzimmer, dort das Arbeitszimmer, dort die Küche, und dieser Schein kommt vom Fenster im Badezimmer, im Vorzimmer! Freilich, wer es wußte, daß wir vorher vier Jahre lang in Winterthur in einem einzigen möblierten Zimmer wohnen, arbeiten und wirtschaften mußten, der verstand unsere kindliche Freude.

Nicht lange blieb ich allein. Bald gesellte sich eine schwarzhaarige ältere Frau zu mir, mit einem sympathischen Gesichte, in dem sich Energie und Lebendigkeit spiegelten. Ohne lange Einleitung stellte sie an mich die Frage:

«Wie gefällt es Ihnen hier in Ettenhausen?»

«O wunderbar!» antwortete ich, «die Gegend ist so schön hier, und das Dorf sieht so rein und gepflegt aus!»

«Nun ja, wir schaffen eben gerne!» erwiderte meine erste Bekannte aus dem Dorfe. Diese Worte prägten

sich mir im Gedächtnis ein, und in den viereinhalb Jahren, die wir nun schon in Ettenhausen wohnen, habe ich in der Tat hier keinen einzigen faulen Menschen gesehen. Dasselbe, wie vorher in Winterthur; und wenn ich jetzt auch hier, so wie in der ganzen Schweiz, überall Wohlhabenheit und Gediegenheit feststelle, bewundere ich zwar noch immer dieses Land, aber ich wundere mich nicht mehr, so wie ich es früher tat, weiß ich nun doch, daß in erster Linie das unermüdliche, beständige «Schaffen» die Ursache dieses Zustandes ist.

Als ich der Frau meine Anerkennung über ihr reines Schriftdeutsch aussprach, erklärte sie mir, daß schon die Schule den Kindern die Schriftsprache nahebringt, und dann sagte sie:

«Es freut mich sehr, daß es Ihnen bei uns gefällt! Wir lieben unsere Heimat sehr und sind stolz auf sie! Kennen Sie auch schon das Lied: O Thurgau, du Heimat, wie bist du schön?»

Als ich verneinte, sang sie mir mit einer angenehmen Stimme leise das Lied vor und schilderte mir dann in lebhaften Worten die Schönheit der umliegenden Ortschaften, wie Bichelsee, Balterswil und so weiter, und des nahen Frauenfeld. Sie flocht dabei auch einiges über die Vergangenheit ein, und mit besonderem Stolze erklärte sie, daß Ettenhausen schon im 9. Jahrhundert zum ersten Mal erwähnt wurde. Dann erzählte sie, daß auf dem Hange, auf dem unser Häuschen steht, sich noch vor etwa dreißig Jahren weithin Rebberge erstreckten, sie sprach von der Schweizer Stickerei, die einst guten Verdienst brachte, auf einmal aber keinen Absatz mehr fand, weshalb die teuren Maschinen zu wertlosem Eisen wurden, auch von der harten und dabei wenig einträglichen Arbeit der Bauern. Ich hätte gerne noch mehr erfahren, aber da kam das Milchauto angefahren, und sogleich entwickelte sich ein reges Treiben. Männer, Frauen und auch Kinder führten auf Wägelchen die schweren Milchkannen heran oder trugen sie auf dem Rücken herbei, kräftige, blonde Jungen und ein starker, gesunder, freundlicher Mann nahmen ihnen die Kannen ab. Alle grüßten mich freundlich, und ohne Neugier zu zeigen, als gehörte ich schon hierher, und dies tat mir sehr wohl.

Zufrieden kam ich nach Hause und wir fanden, daß wir kaum jemals eine so gute Milch getrunken hatten, umso mehr, als uns immer noch der Geschmack der «Blauen Donau» vorschwebte, der bis zum Letzten abgerahmten und mit einem dicken weißen Pulver versetzten Kriegsmilch in Salzburg, die zwar dank diesem Zusatze niemals sauer wurde, aber dafür beim Kochen mit Sicherheit in einer dicken Kruste anbrannte.

Vor dem Niederlegen warf ich noch einen Blick auf die aus großblättrigen Begonien und anderen Pflanzen kunstvoll zusammengesetzte Blumenschale mit der Inschrift «Willkommen in Ettenhausen» auf einem

Täfelchen. Die Familie unseres Baumeisters hatte uns damit eine Aufmerksamkeit erwiesen, und als ich mich dabei erinnerte, daß dessen Geburtstag gerade mit dem unseres einzigen im Kriege gefallenen Sohnes Jurka zusammenfällt, fand ich darin eine für mich irgendwie bedeutungsvolle Verbindung mit meiner eigenen Vergangenheit. Einschlafen aber konnte ich an diesem Abend noch lange nicht, so sehr regte mich das Bewußtsein auf, daß wir, nachdem wir infolge des Weltgeschehens schon zum dritten Male unsere Heimat verloren hatten, nun doch wieder ein Heim besaßen, in dem wir zum vierten Male ein neues Leben beginnen sollten.

Selbstverständlich war es von allem Anfang an mein Wille, mich soweit nur möglich in meine neue Umwelt einzufügen und vor allem die Bräuche und die Ordnung zu würdigen, die hier in Ettenhausen, wie in jedem Gemeinwesen, ihr eigenes Gepräge haben mußten. Aber trotzdem ich aufmerksam auf alles achtete, unterliefen mir gleich einige Fehler, und zwar schon am ersten Sonntag! Der Sonntag wird hier, nach der schweren Wochenarbeit, ganz feierlich begangen. Man zieht schöne, gediegene Kleider an, bewegt sich in langsamem Schritten und in würdevoller Haltung der Kirche von Tänikon zu, und sogar im Gesichtsausdrucke der Menschen spiegelt sich die sonntägliche Stimmung mit größter Deutlichkeit. Ich habe an diesem ersten Sonntage, meiner Gewohnheit folgend, alles genau beobachtet und bekam auch gleich einen ganz bestimmten Eindruck. Die Männer mit den ausgeprägten, scharfgeschnittenen und intelligenten Gesichtern zeigten verschlossenen Ernst, während die Frauen und Mädchen frischen Charme und würdevolle Anmut zugleich zur Schau trugen und auch die nicht wenigen, die ausgesprochen hübsch wirkten, erreichten dies ohne jede Anwendung von Schminke. Dies gefiel mir sehr, mehr noch aber der Umstand, daß man sowohl in der Kleidung als auch im Gebaren keine Spur von Standes- oder gar von Klassenunterschieden feststellen konnte: eben das, was ja für die Schweiz so charakteristisch ist, was im Dorf aber fast noch mehr auffällt als in der Stadt, besonders, wenn man sich an die Verhältnisse in andern Ländern erinnert.

Nun, zusammen mit diesen festlich gekleideten und festlich gestimmten Menschen gingen wir die Straße hin, die zum ehrwürdigen Gotteshause führt. Die schöne Sitte, daß im Dorf jeder jeden grüßt, eine Sitte, die in andern Ländern schon längst verloren ging, ist hier noch lebendig, und so sprach mir auch jede der Frauen, die an uns vorübergingen, ein Grußwort zu. Aber trotz der Freundlichkeit, mit der sie dies taten, spürte ich sogleich eine gewisse Verlegenheit, und daß sie mich auf etwas aufmerksam machen wollten, sich aber doch nicht recht getrautten. Ja, ihre Blicke sagten es deutlich, daß bei mir etwas nicht in Ordnung war. Un-

auffällig musterte ich meine Toilette; der schwarze Mantel, das schwarze Kleid, die schwarzen Schuhe und Strümpfe – ich gehe seit dem Tode unseres Kindes immer in Schwarz – konnten doch nicht Anstoß erregen, sah ich ja genug Frauen, die ebenso wie ich gekleidet waren!

In der Kirche, in der Christus auf dem Altarbilde so mahnend und gütig mit erhobener Hand zum Himmel weist, vertiefte ich mich ins Gebet, ich lauschte – da ich gute Predigten sehr gerne höre – ergriffen den eindrucksvollen Worten des Pfarrers und erfreute mich an dem Gesange des ausgezeichneten Chores. Während des Rückweges hatte ich dasselbe Gefühl wie während des Hingehens, und daß ich nicht zu ergrün den vermochte, was eigentlich los war, beunruhigte mich. Und dieses wortlose Gespräch, dieser stumme Hinweis in den Augen der so freundlich grüßenden Frauen setzte sich auch an den folgenden Sonntagen fort, ohne daß ich den Mut gefunden hätte, einfach an jemanden direkt eine Frage zu richten.

Als wir meinten, der Winter würde schon dem Frühling weichen, setzte eine große Kälte welle ein. Eisige Winde umtobten unser Häuschen, es krachte und bekte, und dann fiel so viel Schnee, daß wir eines Morgens nur mit großer Mühe die Haustüre öffnen und einen Weg bis zum Gartentor freischauften konnten. Dann erkrankten wir beide an Grippe – merkwürdigerweise packt sie uns immer gleichzeitig –, mein Mann hatte 39 Grad Fieber, und ich fast 40. Es kostete uns unsägliche Mühe, die Öfen zu heizen, und an das Bereiten des Essens war gar nicht zu denken. Da wir abseits vom Dorfe wohnen, konnte kaum jemand ahnen, daß bei uns etwas nicht in Ordnung war. Am fünften Tage aber läutete zart die Hausglocke, und an der Türe stand vor mir ein junges hübsches Mädchen. Mit dem Ausdruck der Sorge richtete es seine graublauen Augen auf mich und sagte:

«Ich habe bemerkt, daß Sie keine Milch holen und daß Sie überhaupt nicht ausgehen, und ich wollte fragen, ob Sie krank sind und ob ich Ihnen nicht irgendwie helfen könnte!»

Das war es, was wir brauchten: Herzenswärme! Ich sagte dem Mädchen, es dürfe zwar nicht zu uns herein kommen, weil ich es nicht der Ansteckung aussetzen wolle, ich wäre ihm aber sehr dankbar, wenn es uns die Milch holen würde. Das erste, nachdem ich wieder genas und mit unserer neuen Freundin näher bekannt wurde, war, daß ich sie fragte, warum ich den Kirchgängerinnen immer auffiel, und da gab sie mir zur Antwort:

«Sie hatten keinen Hut auf, Frau Doktor! Es ist Dorfsitte, daß die Frauen am Sonntag in Hüten zur Kirche gehen!»

Seither ging ich natürlich immer am Sonntag mit einer Kopfbedeckung zur Kirche. Freilich, als ich dann



Unser Häuschen in Ettenhausen

später zum ersten Male in Ettenhausen an einem Sonntag die Maiandacht besuchte, gab es wieder einen faux pas: ich war als einzige von allen Frauen mit einem Hute auf dem Kopfe erschienen. Dieses Mal war der Fehler leichter gutzumachen; ich zog den Hut ab und ließ ihn auf der Bank verschwinden.

Man mag dies komisch finden, aber es ist doch so, daß ich mit den Ettenhausern vor allem durch meine Katzen in nähere bekanntchaftliche Beziehungen kam. Seit wir hier wohnen, behauptete ich immer, es gäbe nichts Schöneres auf der Welt als Ettenhausen, und jedesmal, wenn ich nach kurzer Abwesenheit anlässlich eines Vortrages wieder heimkehre, wird diese Überzeugung in mir aufs neue gefestigt. Ganz anderer Meinung war aber unsere alte weiße Angorakatze Jessy. Sie hatte ganze zwölf Jahre in Winterthur gelebt und konnte sich wohl mit der Ruhe und Stille hier, die uns das Arbeiten an unseren Büchern so erleichtert, gar nicht abfinden. Jeden Tag lief sie mir davon und ließ mich voll Sorge zurück, denn ich fürchtete, das arme zahnlose Tier würde aus Mangel an Futter zugrunde gehen. Da wandte sich unsere junge Freundin an die Ettenhauser Kinder, und von nun ab brachte mir fast jeden Tag ein Bube oder ein Mädchen meine Jessy zurück, die irgendwo im Dorfe herumstrolchte. Die Sache wurde aber komplizierter, als Jessy eines schönen Tages beschloß, nicht im Dorfe Heilung von ihrem Heimweh nach Winterthur zu suchen, sondern in Aadorf, das von unserem Haus in einer Entfernung von immerhin zwanzig Minuten liegt. Sie lief dort in die warme, heimelige Stube in einer Villa, und daß sie mir nicht verloren ging, ist nur darauf zurückzuführen, daß die Familie des Besitzers zufällig die Geschichte Jessys in die Hände bekam, die ich einmal in einer Zeitschrift veröffentlicht hatte. Nach dem Bildnis dort erkannten die «Gastgeber» in dem trotz seines Alters immer noch sehr schönen Tiere mit dem edel geschnittenen Kopfe meine Jessy und setzten sich mit mir in Ver-

bindung. Sie schickten mir die Katze zurück, doch sie verschwand wieder, und zwar regelmäßig jeden Tag, und jeden Abend wurde mir die Ausreißerin wieder zugestellt, entweder durch den jungen freundlichen Sohn des Hauses, oder aber durch ein dunkelhaariges und dunkeläugiges Mädchen, das in der dem Villenbesitzer gehörenden Fabrik arbeitete, aber in Ettenhausen wohnte. Es war bestimmt kein Vergnügen, jeden Abend das widerborstige, kratzende Tier in einen Korb zu sperren und zu mir zu transportieren, jedoch die jungen Menschen nahmen diese Last gerne auf sich, weil sie sahen, daß sie mir damit Freude bereiteten und Beruhigung verschafften. Natürlich konnte ich meinen jungen Freunden diese Mühe auf die Dauer doch nicht zumuten, da aber Jessy ihren Wandertrieb nicht zurückdämmen wollte, blieb mir nichts anderes übrig, als sie in einem Nebenraume unseres Hauses ständig eingesperrt zu halten. Ich pflegte und verwöhnte sie, um ihr ihr Los zu erleichtern, so gut ich konnte, und erst nach drei Jahren starb sie an Altersschwäche im methusalemischen Alter von sechzehn Jahren. Das Mädchen hat inzwischen einen Ettenhauser geheiratet, sie wohnt in Zürich, und wenn sie hier ihre Eltern besucht, sehe ich sie ab und zu mit ihren lieben zwei Kinderchen, und ich bin dann überzeugt, daß sie mit ihrem guten Herzen ihre Familie glücklich machen wird.

Dem ersten Osterfeste in Ettenhausen sahen wir mit Bangen entgegen, denn seit unser Sohn Jurka am Ostersonntag 1945 vor Wien gefallen war, ist der Tag der Auferstehung für uns naturgemäß der traurigste im ganzen Jahre. Und da kam, trotz ihrer großen Inanspruchnahme, eine Frau zu uns – sie ist seither zu einer lieben Freundin geworden –, brachte uns einen Strauß herrlicher rosa Rosen und sprach uns Mut und Trost zu. Und dabei stellte es sich heraus, daß uns mit ihr etwas verband, was mich tief erregte, was aber wiederum abseits von rein verstandesgemäßem Erfassen liegt: nicht nur am selben Tage, sondern sogar zur selben Stunde, da unser Kind seinen letzten Atem aushauchte, wurde ihr Sohn zum Priester geweiht. Er wollte sein Leben der leidenden Menschheit weihen, der Tradition seiner Eltern folgend, die, während sie selbst heldenhaft ein schweres Kreuz zu tragen haben, beständig Kinder aus den unter den Auswirkungen des Krieges leidenden Ländern zu sich nehmen. Die Herzlichkeit dieser klugen, tapferen, von tief innerlichem Leben erfüllten Frau tat uns ungemein wohl; dann kamen aber noch zwei liebe Mädchen, zwei junge Burschen, und schließlich ein ganz kleines herziges Meiteli, alle mit Blumen, alle in der gleichen Absicht. Daß sich in dem kleinen Schweizerdorfe so viele Menschen fanden, die den Schmerz um unser Kind lindern wollten, erfüllte uns mit tiefer Dankbarkeit und machte, daß wir uns in Ettenhausen nicht mehr als Fremde fühlten.

Zwei religiöse Anlässe gaben mir dann Gelegenheit, die äußere Erscheinung des Dorfes auf mich wirken zu lassen. Zusammen mit den Ettenhausern gingen wir in der Flursegnsprozession zuerst durch den Ort und erfreuten uns dabei an der Vielfalt der individuell gestalteten Häuser mit den leuchtend roten Geranien, den großblumigen weißen, gelben und roten Begonien und den vielfarbigen Petunien in allen Fenstern, sogar in jenen der Ställe, wir bewunderten die reich angelegten und sorgfältig gepflegten Gärten, und vor allem erregte auch jetzt wieder die bis in die letzten Winkel der Höfe sich erstreckende absolute Sauberkeit unser Staunen. Wenn dies aber die Alltagskleidung des Ortes war, so zeigte er sich am Fronleichnamstage in seinem Festgewand. Vor jedem Hause, an dem vorbei die Prozession ihren Weg nahm, war der aus frischen Blumen, Tannenästen, Birkenzweigen, Kreuzen, Bildern, Vasen und Teppichen bestehende reiche Schmuck, vor allem an den Altären für die Evangelienlesung, in solch sinnvoller und schönheitsfreudiger Weise angeordnet, daß man es verspürte, wie alle Menschen hier von dem Drängen erfüllt waren, durch alle Kräfte des Verstandes und des Gemütes die Liebe zu ihrem Christus zum Ausdruck zu bringen. Der Gesang des Chores, das Spiel der Musik, die feierlichen Worte des Evangeliums, die weißen Rosen im Haare der Mädchen, die über die von Kindern auf die Straße hingestreuten Blumenschritten, die feierlich gekleideten Frauen und Männer, der gemessene Klang der Kirchenglocken, das strahlende Sonnenlicht, und im Hintergrunde die stolze Majestät des Säntis – dies alles zusammen ergab ein Bild und eine Stimmung, wie man sie niemals vergessen kann.

Ergreifend sind in Ettenhausen die Begräbnisse. In Ehrfurcht und in tiefem Ernst geleitet das Dorf seine Toten in einem langen Zuge, mit vielen Kränzen, zur letzten Ruhestätte. Und an jedem Sonntage begeben sich viele Menschen auf den Friedhof, der neben der Täniker Kirche liegt, um die Verwandten und Bekannten zu besuchen, die dort begraben sind. Hier spürt man es ganz besonders, mit welcher Liebe das Dorf seine Toten im Herzen lebendig hält. Diese Verbundenheit mit den früheren Generationen zeigt sich auch in der Pietät, mit der Gegenstände, Briefe und Dokumente aus Großvaters und Urgroßvaters Zeit aufbewahrt und so die Entwicklung und das Leben der Familie den Nachkommen lebendig erhalten werden.

Auch mehrere Hochzeiten haben wir schon in Ettenhausen gesehen, die durch die besonders feierliche Gestaltung auf mich einen unvergesslichen Eindruck machten. Wie schön und rührend ernst die Bräute in ihren weißen Kleidern und langen Schleieren waren! Und mit welchem Ernst der Bräutigam seine zukünftige Frau zum Altare führte! Man sah es ihm an, daß er sich der ganzen Tragweite des Geschehens voll be-

wußt war, und ich bemerkte es hier besonders, wie übrigens bei vielen Gelegenheiten, daß die Ettenhauser das Leben nicht leicht nehmen.

Daß gerade die schlichten Feiern im Dorfe von vielleicht noch größerer Eindrücklichkeit sein können als die groß aufgezogenen Festlichkeiten in der Stadt, das erfuhren wir an der ersten Bundesfeier, die wir in Ettenhausen mitmachten, und es bestätigte sich dies mir auch an den folgenden. In den Ansprachen bringen die Redner den Mitbürgern, die sich wie die Glieder einer großen Familie auf dem Festplatze versammeln, in den richtig gewählten, prägnanten und zu Herzen gehenden Worten den Sinn des 1. August nahe, des Tages, an dem sich die Eidgenossen gelobten, «sich gegenseitig mit Hilfe, allem Rat und jeder Gunst mit Leib und Gut beizustehen», und gerade in der schlichten Selbstverständlichkeit, mit der die vaterländischen Worte und Lieder erklingen und aufgenommen werden, kommt es klar zum Ausdruck, daß hier Staatsbürger und Staat, Mensch und Heimat eins sind, wie kaum noch sonst irgendwo auf der weiten Welt.

Sowohl bei den kirchlichen als auch bei den weltlichen Feiern hatten wir Gelegenheit, uns darüber zu freuen, auf welch hohem Stand sich die Musikpflege in diesem kleinen Orte befindet. Der Kirchenchor, der Männergesangverein und die Blasmusik bieten, ohne jede Übertreibung, so viel, wie man es nur in einer Stadt erwarten würde, so daß wohl die Zeilen zu Recht bestehen, die einmal ein Ettenhauser bei einer Jubiläumsfeier des Musikvereins in einem Gedichte sagte:

Das Gute, das da werden konnt',  
Das war ja die Musik,  
An der erfreut sich jedes Kind,  
Sobald's die Welt erblickt...

Und da auch die Turner und Theatergruppen in ihren Leistungen dieselbe Höhe zeigen, braucht man bei keinem Anlasse um ein reichhaltiges und wirklich gutes Programm in Verlegenheit zu kommen.

Das, was in größerem Maßstabe für die Schweiz so charakteristisch ist, nämlich die organische Verbundenheit zwischen Verwaltung und Bevölkerung, haben wir im Verkehr mit den Behörden, nicht nur des Kantons, sondern auch mit denen der Gemeinde besonders anschaulich erfahren. Man wird überall nicht nur höflich, sondern auch in der Sache selbst entgegenkommend, und dabei unbürokratisch und rasch bedient. Ja, bedient ist vielleicht gerade der richtige Ausdruck, denn man hat immer das Gefühl, der Beamte weiß es und findet es als eine Selbstverständlichkeit, daß er für seinen Mitbürger da ist, und nicht umgekehrt. Im Zusammenhange damit steht es auch, daß die Leute hier alle Angelegenheiten, sei es nun der Bau der neuen Straße, des neuen Postlokals, die Anlage des neuen Turnplatzes, oder die Güterzusammenlegung, mit

demselben lebhaften Interesse besprechen und beraten, wie ihre eigenen Familienangelegenheiten, weil sie eben überall nicht nur Objekte sind, denen «von oben her» irgend etwas angeordnet wird, sondern weil sie am Zustandekommen aller Dinge selbst aktiv mitwirken.

Es fiel uns überhaupt in Ettenhausen auf – und es wird wohl in anderen Dörfern ähnlich sein –, wie sehr sich die Menschen für alles interessieren, was die Gestaltung ihrer Heimat betrifft, und wie sie dabei immer neben dem Gesichtspunkte der Nützlichkeit auch den der Schönheit vertreten. Deshalb wird auch im Dorfe immer wieder etwas geändert und es wird immer wieder etwas Neues geschaffen. Es war zum Beispiel interessant festzustellen, wie sich im Anschluß an die Renovierung und Verbreiterung der durch das Dorf führenden Staatsstraße die Anrainer einer nach dem anderen bemühten, ihre Vorgärten und Vorplätze entsprechend zu erneuern und zu verschönern, wie der Platz vor der Kirche neugestaltet wurde, und wie schließlich auf diese Weise im Verlaufe weniger Jahre ein Dorfbild von imposanter Großzügigkeit und Schönheit entstand, und von jener Harmonie, wie sie nur im freien Zusammenwirken aller entstehen kann. Aber dieses lebendige Interesse haben auch wir selbst, also im Kleinen, verspürt: mit ziemlichem Aufwand von Mühe und Kraft verwandelten wir den Hang, auf dem unser Haus steht, langsam in einen Garten; die Vorübergehenden verfolgten diese Arbeit aufmerksam, sagten es aufrichtig, wenn ihnen die Terrassenstützmauern zu kahl vorkamen, lobten uns, wenn wir dann Sträucher vor dieselben hinsetzten, gaben uns Ratschläge wegen der Verbesserung der Erde, und diese lebhafte Anteilnahme freute uns nicht nur, weil durch sie unsere Zugehörigkeit zur Dorfgemeinde dokumentiert wurde, sondern sie gab uns auch reichliche Anregungen zur Gestaltung unseres Gartens. Überhaupt, die Liebe zu den Gärten scheint uns etwas für Ettenhausen besonders charakteristisches zu sein. Immer wieder sieht man irgendwo den tüchtigen Gärtner, wie er einen Garten frisch anlegt oder mit fachlicher Kenntnis neue Ordnung in schon bestehende Anlagen hineinbringt, wodurch aber die Initiative des Besitzers keineswegs lahmgelangt wird, und unsere junge hübsche Nachbarin, die ohne jede Hilfe neben dem Führen des großen Haushaltes und dem Betreuen ihrer vier mustergültig gepflegten und erzogenen Kinder noch Zeit findet, die Kataloge zu studieren und immer neue Blumensorten – sie kennt alle mit den lateinischen Namen – in ihrem schön gehaltenen Garten und an den Fenstern ihres stattlichen Hauses zu setzen, erregt meine Bewunderung. Die Liebe zum Schönen, Erhabenen ist wirklich in Ettenhausen so ausgeprägt und so schätzenswert, weil man fühlt, wie sie nicht irgendwelchen Reflexionen entspringt, sondern unmittelbar aus der Quelle des Lebens kommt. Ein Beispiel: Wenn unser

Posthalter den Weg zu uns herauf macht, sieht man immer, wie er ein paar Sekunden stehen bleibt und aufmerksam und andächtig die Natur betrachtet. Komme ich ihm im Garten entgegen, sagt er bestimmt: «Sehen Sie, Frau Doktor, was für eine Beleuchtung heute der Säntis hat!» oder er macht eine andere Bemerkung, aus der man seinen Sinn für die Schönheit und gleichzeitig seine Liebe zur Heimat spürt. Einmal erzählte er mir auch, wie gerne er Klettertouren macht, und als ich meinte, das sei doch sehr gefährlich, antwortete er: «Das ist eben das Richtige! Da lernt der Mensch sein Leben erst recht schätzen! Seit ich eine liebe Frau und zwei Kinder habe, bin ich freilich vorsichtiger geworden, denn ich habe jetzt eine ganz andere Verantwortung. Einmal im Jahr will ich aber doch Bergluft atmen und die Schönheit meiner Heimat bewundern!»

Als ich ihn dann fragte, ob bei diesen Bergtouren immer alles gut ging, sagte er:

«Nein, nicht immer! Einmal, beim Militär, gerieten wir in Nebel, und wir mußten die ganze Nacht über einem Abgrund, am Rande des Felsens, verbringen. Wir sahen nichts, und nicht einmal röhren konnten wir uns. Aber wir haben durchgehalten, und ruhig sind wir auch geblieben. So stählt man seinen Charakter!»

In seinen Worten klang der Mut und die Entschlossenheit des Soldaten; und wenn ich die schwerbepackten Wehrmänner von ihren Übungen heimkommen sah und sie fragte, ob es nicht sehr anstrengend war, gaben sie mir alle das Gleiche zur Antwort: «Anstrengend wohl, aber auch sehr schön: Frische Luft, die Natur, gutes Essen, gute Kameraden!»

Daß auch in Ettenhausen die Arbeit im Mittelpunkte des Lebens steht, ist eigentlich selbstverständlich. Zwei Männer, die mit Stöcken gehen, weil der eine durch einen Schlaganfall, der andere durch seine Arthritis sehr behindert ist, gaben mir beide, als ich sie wegen der Schmerzen bedauerte, die sie erdulden müssen, übereinstimmend zur Antwort: «Das ist das wenigste; aber daß wir nicht mehr arbeiten können, das ist schlimm!» Und eine Frau mit silberweißem Haar, die oft an unserem Hause vorbei zu ihrem Gemüsegarten geht, sagte mir, als ich ihren unermüdlichen Fleiß bewunderte: «Man muß über jeden Tag froh sein, an dem man arbeiten kann! Das ist doch ein Gottesgeschenk!»

Schon vor sechs Uhr früh hören wir, wie viele Leute vor unserem Hause vorbei den Weg zur Bahn eilen, und um sechs Uhr abends oder noch später sehen wir sie von ihrer Arbeit in Winterthur oder in anderen Orten zurückkehren. Die, die sich mit Gewerbe und Feldarbeit abgeben, sind ebenfalls den ganzen Tag über beschäftigt, und oft, wie beim Heuen oder beim Weiden des Viehs, sogar bis tief in die Nacht hinein. Und die Frauen, die neben der Landwirtschaft den Haushalt besorgen, sind

auch nicht müßig. Ich sah noch niemals, daß eine Ettenhauserin, so wie dies ihre Geschlechtsgenossinnen im Ausland viel und gerne tun, einmal an einem Werktag einfach spazieren ging. Sind sie unterwegs, dann ist es zum «Posten», zur Betreuung eines abgelegenen Gartens, oder, am zeitlichen Morgen, zum Besuche der Kirche. Das Nichtstun, das bloße Ausspannen, kennt man nur am Sonntag; die Sonntagsruhe aber wird dafür auch gewissenhaft eingehalten, und die Erholung besteht meist darin, daß die ganze Familie, oder wenigstens Mann und Frau, zusammen einen Spaziergang machen. Außer dem Besuche der traditionellen, von den örtlichen Vereinen veranstalteten «Anlässe», gibt es kaum eine Zerstreuung; wohl aber werden die Proben des Kirchenchores, des Männergesangvereines, der Musik und zu den Dilettantentheatervorstellungen fleißig besucht, das Turnen wird von den Jungen besonders eifrig gepflegt, und auch von den Geistlichen veranstaltete Bibelstunden, Französischkurse und dergleichen finden guten Zuspruch.

Da ich ja selbst auch Hausfrau bin, interessiere ich mich naturgemäß besonders dafür, wie die Frauen es zuwege bringen, fast durchwegs ohne fremde Hilfe, neben der Mitarbeit in der Landwirtschaft oder neben einer andern Arbeit eine saubere, gepflegte Wohnung, einen hübschen Hausgarten zu unterhalten, für die Kinder zu nähen und zu stricken, sie rein und nett zu kleiden und selbst immer in sauberer, adretter Kleidung zu sein. Wohl besitzt fast jede Familie die modernsten Wasch- und Küchengeräte, wohl ist überhaupt der technische Fortschritt überall bis zum letzten ausgenützt, trotzdem bleibt das Maß an Arbeit, das von den Hausfrauen geleistet wird, noch immer übergroß. Als ich einer jungen, schönen Frau mit sechs wohlgezogenen und hübschgekleideten Kindern deshalb einmal meine Bewunderung ausdrückte und sie fragte, wie sie denn überhaupt unter dieser Last nicht zusammenbreche, führte sie mich zu einem Hausaltar mit einer fein und ausdrucksvooll geschnitzten Christusstatue und sagte, mich mit ihren freundlichen dunklen Augen anschauend: «Freilich bin ich oft so müde, daß ich denke, ich muß schon während des Nachtessens einschlafen; aber dann bitte ich Christus um Beistand, und er hat mir noch immer geholfen!»

Dieses Gottvertrauen der hiesigen Frauen begegnet mir auf Schritt und Tritt, und es hilft ihnen, nicht nur das gewöhnliche Ungemach des Lebens, sondern auch wirkliches Unglück geduldig zu tragen. Es ist da eine tapfere Frau, die als Witwe schwer zu kämpfen und für zwei Kinder zu sorgen hat; als ich sie fragte, wie sie es anstelle, um mit ihrem Lose fertig zu werden, blickte sie mich mit ihren klaren Augen ruhig an und sagte mit einem Ausdruck, der es zeigte, daß es sich nicht um eine bloße Redensart handelte: «Alles kommt von oben, Glück und Unglück, Sonne und Regen! Und was

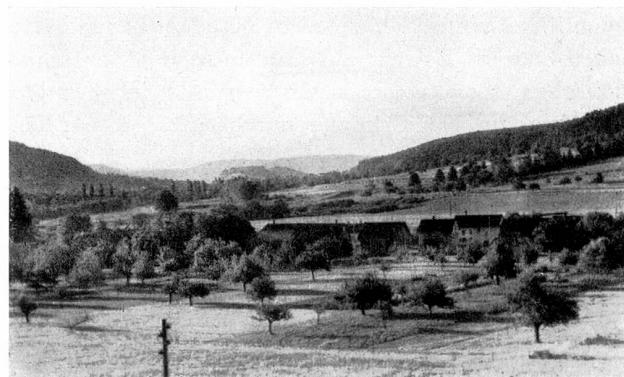
Gott schickt, muß man annehmen!» Eine andere, immer fein und schön aussehende Frau, deren Sohn in der Entwicklung zurückgeblieben ist, trägt ihren Schmerz schweigend, ohne Bitterkeit, und er findet im Gegenteil seinen Ausdruck darin, daß sie ihren Mitmenschen gegenüber von besonderer Freundlichkeit und Aufmerksamkeit ist. Ich werde auch nicht vergessen, mit welcher Innigkeit und mit welchem Vertrauen eine junge Frau, die in der Kirche meist vor mir kniete, Gott mit Tränen um ein Kind bat, und wie ihre Augen vor Glück strahlten, als ihr Wunsch dann doch in Erfüllung ging, nachdem sie die Hoffnung schon fast aufgegeben hatte. Mit Kindern sind übrigens die Familien in Ettenhausen meist reich gesegnet (es gibt solche mit 8, 12, ja 17 Kindern); und der Familiensinn zeigt sich auffallend darin, daß die auswärts tätigen oder verheirateten Töchter und Söhne immer wieder auf Besuch kommen, und oft sieht man vor den Häusern ganze Scharen von Enkelkindern spielen. Es machte auf mich großen Eindruck, daß eine Großmutter genau die Geburtsdaten ihrer 16 Enkelkinder im Kopfe hat. Die Mütterlichkeit der Ettenhauser Frauen zeigt sich aber noch darin, daß sie ihre Liebe nicht nur den eigenen, sondern auch fremden Kindern schenken. Da ist eine kinderlose Familie, die einen Knaben angenommen hat; da sind die zwei herzensguten Fräulein, die ein kleines Mädchen rührend umsorgen, um es zu einem wertvollen Menschen zu erziehen; da ist eine stille, fleißige Frau, die ihre Arbeit und ihre Liebe zwei Stiefsöhnen schenkt. Ganz besonders auffallend ist es aber, wie viele Kinder aus den vom Krieg betroffenen Ländern hier auf Wochen und Monate liebevolle Pflege finden, wobei sie außerdem gewöhnlich noch vom Kopf bis zum Fuß angezogen werden.

Diese ruhige Ergebenheit, dieses Gottvertrauen und diese Tapferkeit der Frauen, von der ich eben sprach, wurde mir auch vor kurzem wieder in einem Falle recht deutlich. An einem heißen Sommertage kam ein Fräulein zu mir ins Haus, um den Arzt anzurufen. Sie sagte, nicht weit von hier liege eine Frau im Felde, es sei ihr eine Vene geplatzt, und sie schwimme geradezu im Blut. Ich eilte gleich mit Verbandmaterial zu der Stelle hin und wirklich, ich fand dort die große hübsche Frau inmitten einer großen Blutlache vor. Aber sie saß aufrecht da, sie hatte sich die Wunde inzwischen selbst mit einem weißen Tuche verbunden, und auf meine Frage, wie ich ihr helfen könne, sagte sie lächelnd und in voller Ruhe, ohne Jammern und Stöhnen, es wäre schon alles geschehen, was notwendig sei, sie wolle jetzt einfach warten, bis sie der Arzt mit seinem Wagen abhole. Und einige Tage später sah ich die Frau wieder zur Arbeit gehen.

Besonders habe ich die Ettenhauser Mädchen ins Herz geschlossen. Sie haben viel Gutes von ihren Müttern gelernt. Sie sind nicht nur anmutig, ja schön,

sondern auch arbeitsam, zuverlässig und häuslich. Unermüdlich schaffen sie zu Hause, auf dem Felde, oder üben einen Beruf aus. Daneben zeigen sie noch verschiedene Interessen, sie singen im Kirchenchor, lernen Sprachen, turnen, lesen. Und was auf mich wiederum einen großen Eindruck macht, auch hier gibt es keinen Unterschied zwischen reich und arm, und alle arbeiten fleißig. Es ist da ein stilles, tief religiöses Mädchen, das seine Eltern liebevoll betreut, und dazu fremde Kinder aus den notleidenden Ländern, das dem Vater im Büro hilft, und zurückgezogen, aber in innerer Harmonie lebt. Ein anderes Mädchen wieder liebt die Gesellschaft, singt und tanzt gerne, besucht dabei aber doch fleißig die Kirche, nimmt die Berufspflichten sehr ernst und arbeitet beständig an sich selbst, um immer besser den moralischen Anforderungen zu entsprechen, die es sich zusammen mit seinen Freundinnen gestellt hat. Ein drittes Mädchen wieder ist mit einer selten schönen Stimme begabt, deren Ausbildung sie sich mit großem Erfolg hingibt, wobei sie ihre häuslichen Pflichten nicht versäumt. Aber auch die anderen Mädchen, die man immer gerne sieht, weil sie so frisch, so fröhlich und so freundlich sind, zeigen die gleichen Wessenszüge und Auffassungen. Selbstverständlich freue ich mich auch an der Art der Jungen, die in ihrem Fleiße und in ihrer Rechtschaffenheit wiederum ganz ihren Vätern nachgeraten sind. Und es erfüllt mich mit großer Genugtuung, wenn ich vernehme, daß einer von ihnen die Gesellenprüfung, die Lokomotivführerprüfung oder das Examen im Gymnasium erfolgreich bestanden hat, oder sein Theologiestudium erfolgreich fortsetzt, daß einer in Zürich den ersten Preis im Servieren und im Menu-Zusammenstellen erhielt, oder daß sein neueröffneter Laden guten Zuspruch hat.

Natürlich gilt mein liebevolles Interesse auch den Kindern. Wenn ich einer jungen, hübschen Frau mit einem Kinderwagen begegne, sage ich gleich zu meinem Manne: «Wie groß der Felix schon geworden ist, und welche schönen dunkle Augen er hat!» oder ich erzähle ihm, daß der kleine Urs schon ganz gut spre-



Ettenhausen von unserem Fenster aus

chen kann; und mein Mann wundert sich dann darüber, daß ich alle diese kleinen Kinder kenne. Vor allem verfolge ich genau die Entwicklung der Kleinen, die erst geboren wurden, als wir schon in Ettenhausen wohnten; aber die Kinder, die an uns vorbei den Weg zur Schule nehmen und dabei lustig springen oder in röhrendem Ernst einherschreiten, sind mir auch nicht fremd, und es beunruhigt mich geradezu, wenn eines von ihnen nicht zur gewohnten Zeit auftaucht. Ich unterhalte mich gerne mit ihnen über die Schule, bewundere manchmal ihre so ordentlich geführten Hefte und höre zu, wie sie plaudern, wie zum Beispiel ein Büblein mit großen dunklen Augen treuherzig und ohne Spur von Neid erklärt, er rechne gut, in den andern Fächern sei aber sein Bruder bedeutend besser, oder wie ein anderer Knabe mit wichtiger Miene feststellt, das Brot sei eine Gottesgabe, nachdem er ein Stückchen von seinem Wecken fallen gelassen hatte, es hierauf aufhob und sorgfältig abputzte. Wohl hat er als ein auf dem Lande aufgewachsenes Kind mehr als eines von der Stadt einen Begriff davon, wieviel Schweiß die Herstellung des Brotes kostet; aber es scheint mir doch so, als wären die Kinder hier ernster als an manchem andern Orte, was vielleicht damit zusammenhängt, daß sie schon in frühem Alter zur Mithilfe im Haushalt oder im Garten angehalten werden. Lustig können sie aber trotzdem sein. Welch reizendes Bild war es zum Beispiel, als neulich einmal ein junger, sonnverbrannter Mann einen Güllenkasten zum Feld führte, auf dem er fünf Kinder aufsitzten hatte, die mit ihm um die Wette lachten und sangen!

Ich muß noch sagen, daß mir das Dorf auch viele Freude mit seinen Tieren schenkt. Nicht nur die Hunde und Katzen kenne ich alle genau, die in der Nachbarschaft wohnen oder in der Nähe unseres Hauses herumstreichen, eine besondere Vorliebe habe ich für die Kühe, und ich weiß nicht nur, wem die einzelnen Herden gehören, die unten, sauber und gepflegt, mit dem melodischen Läuten der Glocken vorüberziehen, sondern ich kenne auch fast jedes einzelne der Tiere.

Es gab da noch manches Erlebnis, das man nicht an jedem Orte, und schon gar nicht in jedem Lande hätte haben können. Wir entschlossen uns einmal, an unser Häuschen eine Terrasse anzubauen, und dabei mußte die Wand im Schlafzimmer durchgebrochen werden.

Da der Türstock zur Türe auf die Terrasse noch nicht fertig war, gähnte ein großes Loch in der Mauer. Der Sommer war damals außerordentlich heiß, und so konnten wir es beim Schlafen nur begrüßen, daß die frische Nachtluft reichlich Zutritt hatte. Dann mußten wir aber wegen einer dringenden Arbeit täglich nach Winterthur oder nach Zürich in die Bibliotheken gehen, und als wir aus diesem Anlaß den Baumeister fragten, was wir da tun sollten, meinte er heiter und freundlich: «Sie können ruhig fahren! Bei uns in Ettenhausen passiert nichts!» – Zwei Wochen lang waren wir dann den ganzen Tag über fort, nur unsere drei Katzen bewachten das Haus, in das durch die riesige Öffnung in der Wand jedermann frei hätte eindringen können; aber es geschah wirklich nichts, und was uns am merkwürdigsten dabei vorkam, während unserer Arbeit in den Bibliotheken verspürten wir nicht das geringste Gefühl der Unruhe.

Ich könnte noch vieles erzählen, von der Landschaft und von den Menschen in Ettenhausen, unserer neuen Heimat – aber ich wollte ja nur über einiges von dem vielen Guten und Schönen sprechen, das mir das Dorf und seine Menschen, durch ihr bloßes Dasein, in mein Leben gebracht haben.

Ich beende meine Aufzeichnung heute, am 21. Juli 1953, an einem wunderschönen, wolkenlosen Sommertage. Der Säntis zeigt sich wie durch einen feinen blauen Schleier hindurch, und auf seinem Gipfel glitzert frischer Schnee in der Sonne. Es ist, als feierte die Natur ein großes Fest, als hätte sie alles mit einem besonderen Glanze übergossen, um die Häuser, die Gärten und die Blumen an den Fenstern noch schöner, noch sauberer erscheinen zu lassen. Und doch ist es ein Wochentag, und überall auf den Feldern sieht man Männer, die mähen, und Frauen und Mädchen, die das Heu wenden. Vor unserem Häuschen fährt ein Leiterwagen vorüber: auf ihm sitzt mit herabhängenden Beinen ein junger sonnverbrannter Bursche und singt mit lauter Stimme ein fröhliches Lied. Ich verstehe die Worte nicht, aber es ist mir, als drückte es gerade das aus, wovon mein Herz an diesem Sonnentage voll ist, an diesem Tage, da Gott alles, was ich sehe, was rund um mich ist, besonders zu segnen scheint. Ja, Gott segne dieses Land, das diesen Segen auch wirklich verdient, weil in ihm solch fleißige und gute Menschen leben!